Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 17 (1941-1942)
Heft: 2

Artikel: Können Ausländer Schweizerdeutsch lernen?
Autor: Sallenbach, Heidi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1067025

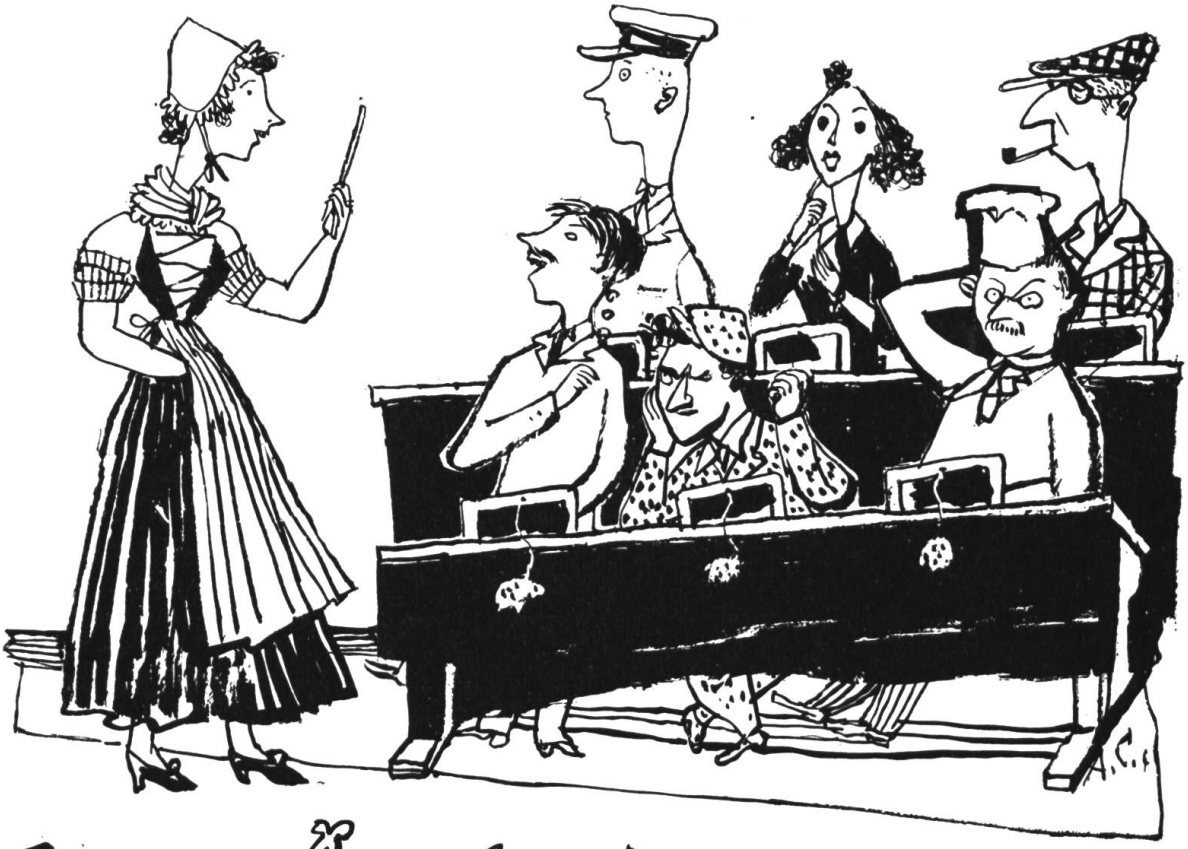
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Können Ausländer Schweizerdeutsch lernen?

Von Heidi Sallenbach

So fragte man mich immer wieder, wenn ich verriet, dass ich unsere « Landessprache » unterrichte, und meist fand man es gar recht lustig, dass überhaupt jemand auf die Idee kam, einen Dialekt zu lernen, als ob er eine richtige Sprache wäre. Das war vor ungefähr zwei Jahren. Seither hat sich in der Auffassung allerlei geändert, ja man ist heute geradezu so weit, dass man von hier Ansässigen durchwegs die Beherrschung der Mundart verlangt; man freut sich, dass unsere Umgangssprache zu solcher Geltung gelangt ist und bestaunt nun auch die Leute, die als erste die Energie aufbrachten, dieses Wunder zu verwirklichen und einen Schweizer Dialekt richtig zu lernen.

Schon zu den ersten Dialektkursen meldeten sich etwa ein Dutzend Schüler, die bis dahin krampfhaft versucht hatten, mit einem « grüzi » oder «wi gaht's » und andern aufgeschnappten Brocken ihr Schriftdeutsch dem Dialekt etwas näher zu bringen. Unter ihnen sass eine Schweizerin, die, in Russland aufgewachsen, sich jahrelang in Zürich der Schriftsprache bedient hatte, die sie ausgezeichnet beherrschte. Diese Frau ruhte nicht, bis sie durch systematischen Unterricht und energisches Privatstudium den Zürcher Dialekt gelernt hatte. Wenn ich sie heute zur Konversationsstunde besuche, empfängt sie mich freundlich mit den Worten: « Lueged Si, ich han Ene en Oepfel prötlet! » Dann politisieren wir, oder sie erzählt mir

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Gänd acht uf d Ändige!

(Züritütsch)

1. *Bin Äigeschaftswörtere:* Was fürig Ändige händ die?

Im *Bërntütsche* gits vor wybliche Wörteren es « *i* » i der *Äinzaal.* Z. B.: die schööni Blueme.

Im *Züritütsche* hingäge gits *hinderem bstimmten Artikel nie* es « *i* » i der *Äinzaal.* Mer *säit nüd:* dë gueti Maa usw. *Mer säit:* Dë guet Maa, die schöön Bluem, das alt Huus.

Aber *hinderem ubstimmten Artikel gits vor wybliche Wörteren* es « *i* » i der *Äinzaal.* Z. B.: *e* schööni Bluem. Nu i der *Mehrzaal, wän der Artikel nüd bstimmt isch,* säit mer uf *züritütsch:* gueti Mane, schööni Blueme, alti Hüüser.

2. *Bim Wemfall i der Mehrzaal.* Da wërded d Ändige alpot faltsch gsäit. Z. B.
d Öpfel vo dene Böum — astatt Böume
s Lääder vo dene Schue — astatt Schuene
d Chind vo säbe Lüt — astatt Lüte
s Strau vo säbe Hüet — astatt Hüete
vo mänge Jaar — astatt Jaare
mit de Schüeler — astatt Schüelere.

Bi *der Mehrzaal gits im Wemfall am Änd von alne Hauptwörteren es « e ».*

3. *el—le.* S git na e bsunderi Form vo Wörtere wo mit «*el*» änded. *I der Mehrzaal* hingäge cheered si die beede Buechstaben im Wemfall um. Z. B.: Ig*el*—von Ig*le*, Neg*el*—von Neg*le*, Pfleg*el*—mit de Pfleg*le*, Schlüss*el*—mit ire Schlüss*le*, Rüss*el*—mit ire Rüss*le*.

Zusammengestellt von Frau Ida Feller-Müller, Zollikerberg, Zürich.

aus ihrem Berufsleben, und nur selten geschieht es, dass sich im Eifer der Diskussion ein falscher Genitiv oder ein deutsches Relativpronomen zwischen die Dialektformen einstiehlt. Immer wieder berichtet sie mir, welch grossen praktischen Gewinn ihr dieses Sprachstudium gebracht, wie sie sich Amtskollegen und Fremden gegenüber so viel sicherer fühle, seit sie ihre Sprache beherrsche, wie sehr man teilnehme an ihren Fortschritten. Und so geht es allen Schülern, die damals als erste sich an das Experiment heranwagten, das selbst von den Lehrern noch nie vorher erprobt worden war: wer die Mühe nicht scheute, die jedes Sprachstudium erfordert, lernte in einem Jahre Zürichdeutsch.

Die Methode

Als ich die ersten Stunden gab, konnte ich bereits mit der « Praktischen Sprachlehre des Schweizerdeutschen » von Arthur Baur arbeiten. Ohne diesen Leitfaden hätte ich mich vielleicht nie an den Unterricht meiner eigenen Mundart herangewagt; ich beherrschte sie ja genau wie jeder eingessene Schweizer von Kindheit an, sie wurde mir als Muttersprache ohne Schema und Grammatik, ohne bewusstes Lernen durch den Gebrauch geläufig. Deshalb hatte ich wenig auf ihre eigentümlichen Formen geachtet, hatte wie meine Miteidgenossen viele Fehler gemacht, weil ich ja fast nie eine schriftliche Vorlage als Muster und zur Kontrolle zu Gesicht bekommen hatte.

Mit meinen Schülern studierte ich nun an Hand der Grammatik das Zürichdeutsche wie irgend eine andere Fremdsprache und erweiterte allmählich durch eigenes Studium meine Kenntnisse von Dialekten. Ich zeigte ihnen die Formen des Artikels (*de* Ma, *d* Frau, *s* Chind), liess sie Verben konjugieren, machte sie mit der Anwendung des starken und schwachen Adjektivs, einer Erscheinung aller germanischen Sprachen, bekannt (de guet Ma; aber 'en guet*e* Ma). Ich hielt

mich also an die analytische Methode, welche die Sprache in Einzelkapiteln vor dem Schüler aufbaut. Dies zwang ihn, nachzudenken, zu konstruieren, sich beim Sprechen zu kontrollieren. Diese Methode war natürlich nicht allen Schülern angenehm, meist wollten sie lieber drauflos plappern. Gar oft kam ein Kandidat in Verzweiflung zu mir und klagte, er könne unmöglich soviel Grammatik in seinen Kopf zwängen, er möchte den Dialekt « durch praktische Uebung » lernen. Dies war natürlich eine Illusion; seit vielen Jahren weilten fremdsprachige Leute in unserm Lande, ohne dass sie sich von der Schriftsprache getrennt hatten, weil die Mannigfaltigkeit der Mundartformen sie nur verwirrte und entmutigte, und weil ihnen selten ein Schweizer sagen konnte, welches nun die richtige Form sei. Wenn es möglich wäre, Schweizerdeutsch nur durch den Gebrauch zu lernen, dann hätte man sich niemals an das neuartige und gar nicht einfache Unternehmen des theoretischen Unterrichts heranwagen müssen. Die meisten Leute sahen denn auch ein, dass sie nur durch Grammatik ans Ziel gelangen konnten und lernten Regeln und Formen, um ihre spontanen Sprachversuche bewusst zu stützen.

Daneben wollte ich aber auch die synthetische, direkte Methode nicht vernachlässigen; ich liess die Schüler lesen, einen Text erzählen, damit sie die Aussprache und die besondere Melodie unserer Dialekte erfassen lernten. Gerade im Schweizerdeutschen sind solche Uebungen sehr wichtig, weil es in vielen Fällen keine Regeln gibt. So herrscht in den Augen des Schülers, der nichts von Sprachwissenschaft weiss, ein absolutes Chaos in den Formen mit i und ei, u und au, ü und eu, u und ue, i und ië (Iis für Eis, Huus für Haus, Lüüt für Leute, aber Fuess für Fuss, liëb für lieb). Um immer die richtige Lautung zu finden, müsste er Mittelhochdeutsch lernen. Im Schweizerdeutschen hat sich nämlich eine ältere Sprachform des Deutschen erhalten. Es hat die entscheidenden Neuerungen, die die neuhochdeutsche Schriftsprache in lautlicher Hinsicht kennzeichnen, nicht mitgemacht.

Wenn nun die Schüler das Mittelhochdeutsche kennen würden, wäre es ihnen ohne weiteres klar, warum «Huus», « Iis », « Lüüt » einfachen Laut haben, « Baum », « Aug », « Frau » aber den Zwielaut (weil diese Wörter nämlich schon mittelhochdeutsch Zwielaut aufweisen). Sie würden also nicht « Stub » für « Staub » und « Ug » für « Aug », aber auch nicht « Hauffe » für «Huuffe» oder « Laut » für « Lut » sagen. Die Schweizerdeutsch-Schüler sind aber keine Sprachwissenschafter, und da vom Neuhochdeutschen aus keine Regeln gegeben werden können, ergibt sich der Zwang, eine Menge Wörter einzeln zu lernen. Dies bedingt einen sehr grossen Arbeitseifer und eben die Möglichkeit, sich oft im Sprechen üben zu können, weshalb man für Lektüre und Konversation vielleicht mehr Zeit verwenden muss als im Unterricht einer andern Fremdsprache.

Ergebnisse

Die Resultate der Schweizerdeutschstunden sind heute schon gut sichtbar. Natürlich hängt der Erfolg wie in jedem andern Sprachkurs von der Begabung des Schülers ab und von seiner Ausdauer. Als theoretischer Unterricht genügen in der Regel zwei Kurse (je 12 Kursabende) zu eineinhalb Stunden. In dieser Zeit lassen sich die grammatischen Kapitel durcharbeiten. Doch ist es nur möglich, jedesmal weiterzugehen, wenn der Schüler sich für jeden Kursabend gründlich vorbereitet, die Lektion lernt und eine Uebersetzungsübung schreibt. Dazu muss er jede Woche ungefähr drei Stunden opfern. Dies ist vielen, namentlich berufstätigen Schülern, nicht immer möglich, was natürlich den Erfolg vermindert.

Die Fortschritte hangen aber auch von der Muttersprache des Neulings ab. Viele von den Kursteilnehmern können bereits Deutsch. Dies ist in mancher Hinsicht ein Vorteil, denn sie verstehen dadurch den Dialekt sehr bald, können sich

vieles durchs Gehör merken und nach wenigen Stunden Texte lesen, die unterhaltender sind als die gezwungenen, oft etwas kinderhaften Uebungssätze der Fremdsprachgrammatiken. Auch lässt sich etwa in der Syntax im Gegensatz zur Lautlehre direkt von der Schriftsprache auf die Mundart schliessen. Die Deutschen sind aber meist gar nicht so überzeugt von ihrem Vorteil. Die Mundart liegt ihrem Empfinden nach doch der Schriftsprache so nah, dass sie fortwährend in Gefahr sind, der Gewohnheit zum Opfer zu fallen und die ihnen so geläufigen Ausdrücke schnell einzusetzen, statt mühsam nach der schweizerdeutschen Entsprechung zu suchen. Deshalb sind Schüler, die direkt vom Französischen oder Englischen aus unsern Dialekt lernen, nicht am schlimmsten dran.

Auf die grössten Schwierigkeiten stösst man immer in der Aussprache. Die Welschen entsetzen sich mit ihrer vokalreichen Muttersprache über unsere Konsonantenhäufungen (zum Beispiel « de achzgischt »), die Deutschen schrecken vor den k- und ch-Lauten zurück und verfallen immer wieder in den Fehler, sie im vordern Gaumen zu artikulieren, die Süddeutschen können sich von den Eigenheiten ihrer Dialekte nur schwer trennen, sprechen « Hiiffe » für « Hüüffe », oder « des isch » für « das isch », und schliesslich vereinen sich alle in unermüdlichen Anstrengungen, um unser zürichdeutsches ä in der echten Lautung herauszubringen.

Nebenwirkungen

Für die meisten Schüler war natürlich nicht das sprachliche Interesse der Hauptansporn, im Vordergrund standen rein praktische Erwägungen. In den Schweizern ist durch die Ereignisse der letzten Jahre das Nationalbewusstsein ständig gewachsen; während sie früher, durch Fremdenindustrie und die Viersprachigkeit unseres Landes, ganz bereitwillig die Fremdsprachen auf der Zunge bereithielten, nistete sich allmählich Misstrauen und Unbehagen ein. Man verlangte, dass Leute, die für längere Zeit in der Schweiz leben wollten und hier ihren Erwerb fanden, sich auch zur Umgangssprache ihrer Mitmenschen bequemen und damit das fremde Element ausschalten sollten. Man forderte auf allen Gebieten eine stärkere Betonung schweizerischer Unabhängigkeit, und dies war nur zu verwirklichen, wenn man auch das Eigenständige der Sprache stärker herausbildete. Der Gebrauch der Mundart wurde damit aus sozialen und besonders psychologischen Gründen zur absoluten Notwendigkeit. Viele Schüler erzählten mir, als sie das Schweizerdeutsche so gut beherrschten, dass sie es anwenden konnten, wieviel sicherer sie sich nun innerlich fühlten, wie sie lieber unter die Leute gingen, seit sie nicht mehr durch ihre Anwesenheit die ganze Gesellschaft zwängen, die Unterhaltung in der Schriftsprache fortzusetzen, und wieviel ihnen die Mundart auch im Beruf helfe.

Ein Welscher schrieb mir kürzlich in einem Dialektbrief unter anderm:

« Als ich nach Zürich kam vor etwas mehr als zwei Jahren, wurde ich als junger Techniker in eine Fabrik engagiert . . . Um diese Zeit waren meine Sprachkenntnisse ganz miserabel. Nur einige deutsche Sätze konnte ich bauen. Nach einigen Wochen merkte ich, dass es so nicht weitergehen könne, und ich dachte mir, ich könnte vielleicht auch Schweizerdeutsch lernen. Ich sprang einfach hinein. Doch konnte ich vom Hören und Sprechen nicht alles lernen und nahm deshalb am theoretischen Unterricht teil. Die wichtigste Erfahrung, die ich, seit ich es beherrsche, gemacht habe, ist die, dass ich einen grossen Teil meines Landes entdeckt habe und nun die Mentalität der Zürcher viel besser verstehe.

Aber nicht nur darum lernte ich gerne Schweizerdeutsch. Ich finde, dass es eine richtige Heimatsprache ist; obschon sie für unsere welschen Ohren nicht schön klingt, habe ich besonders ihre urwüchsigen Ausdrücke (Lattüterli, Mümpfeli) gern. Ich hoffe, diese Sprache noch besser zu lernen, nur ein wenig welschen Akzent möchte ich doch behalten. »

In sehr ergötzlicher Weise berichtete mir eine Amerikanerin, die einen Schweizer geheiratet und ihn vor einem Jahr in seine Heimat begleitet hat, über ihr Verhältnis zum Schweizerdeutschen. Sie hat

sich so lebhaft für diese Sprache interessiert, dass sie ein grosses Referat über die Sprachverhältnisse der deutschen Schweiz schrieb, das in Amerika einer Versammlung von Lehrern vorgelesen werden soll, um ihnen einen Begriff zu geben vom Charakter unserer Sprache und unsern neuesten Bemühungen um sie. Sie schreibt:

« Es war noch in Amerika, als mein Mann einmal Gelegenheit fand, mit Leuten aus seiner Heimat schweizerdeutsch zu sprechen. Mir klang es wie eine Kindersprache in die Ohren, und ich war erstaunt, als ich hierher kam und erfuhr, dass dies die gewöhnliche schweizerische Umgangssprache sei. Ich hatte zwar in Amerika Deutsch studiert, da ich aber bemerkte, dass man dies hier nicht gerne hörte, verlegte ich mich auf die Mundart und lernte sie auf ganz wissenschaftlicher Grundlage, wie ich andere Sprachen auch gelernt hatte. Ich fand viel Gemeinsames darin mit dem Englischen, dem es überhaupt näher steht als die neuhochdeutsche Schriftsprache. So fiel mir die gleich häufige Verwendung des Verbes „tue" auf; der Schweizer sagt: „Tue mer glette!" oder „Ich tuene wäsche" oder „Es tuet's". Wir sagen englisch ganz gleich, um Befehl, Dauer einer Handlung oder Frage auszudrücken. „Do the ironing for me!", „I am doing the washing", „That will do". So habe ich Freude und Interesse an meiner jetzigen Heimatsprache gewonnen und sehe sie nicht mehr als kinderhaft, sondern als vollwertig an. »

Hansegger **Selbstbildnis, Bleistiftzeichnung**

Die psychologischen Motive haben sicher den Eifer und die Ausdauer der Schüler am meisten unterstützt. Es ist ein frohes Erlebnis für sie, wenn in Geschäften oder im Tram auf ihre schüchternen Mundartversuche hin auch in Mundart geantwortet wird, sie sehen darin den Beweis, dass sie nun das Schwerste überwunden haben, dass man sie versteht und vielleicht bisweilen gar nicht bemerkt, dass sie sprachliche Neulinge sind. Man kann ihnen deshalb gar keinen grössern Gefallen tun, als Dialekt mit ihnen zu sprechen.

* * *

Der Versuch, das Schweizerdeutsche als selbständige Fremdsprache zu unterrichten, ist gelungen. Dieser Unterricht hat über alle linguistische Bedeutung hinaus erreicht, dass sich Auslandschweizer, Bewohner der anderssprachigen Teile der Schweiz und Ausländer, die sich längst hier niedergelassen haben, erst jetzt auch unauffällig einordnen können, dass sie sich dadurch wieder frei und wohl fühlen in unserer Mitte und durch die Sprache auch mit der ganzen Eigenart deutschschweizerischen Wesens vertraut werden.

Für uns aber ist vielleicht etwas anderes noch wesentlicher: seit der Fremde, der sich hier ansiedelt, Franzose oder Engländer oder Russe, statt der deutschen Schriftsprache direkt einen Dialekt lernt, sind die Mundarten erst zur eigentlichen Sprache der deutschen Schweiz geworden. Die Trennung vom Reichsdeutschen ist deutlicher, wir empfinden es stärker als eine Fremdsprache, die wir lernen wie Französisch und Englisch. Und diese neue Vorstellung ist einer der wichtigsten Beiträge zur gegenwärtigen Selbstbesinnung des Schweizers.